

Predigt zu Joh 16,16

(Sonntag Jubilate, 7.5.2017, Rostock, Universitätskirche)

Der Predigtvers Joh 16,16 ist Teil der langen Abschiedsrede Jesu an seine Jünger. Das Johannesevangelium lässt diese Abschiedsrede dramatisch in tiefster Nacht spielen, zwischen dem letzten Mahl Jesu mit seinen Jüngern oben in Jerusalem, der Fußwaschung durch Jesus, dem Aufbruch des Judas zum Verrat und der Ankündigung der Verleugnung durch Petrus einerseits und dem gemeinsamen Abstieg hinab ins Kidrontal zum Garten Gethsemane andererseits, in dem die Gefangennahme Jesu stattfinden wird. „Noch eine kleine Weile“, so sagt es Jesus den verbliebenen elf Jüngern, „dann werdet ihr mich nicht mehr sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen.“

Den Jüngern aus der Erzählung haben die Hörer, die Leserinnen des Evangeliumstextes voraus, dass sie vordergründig bereits wissen, was innerhalb der Abfolge der Ereignisse gemeint ist: Die unmittelbar bevorstehende *Zeit des Nicht-mehr-Sehens*, das ist die Zeit, die mit dem Tod Jesu anbrechen wird. Das ist die Zeit der Kreuzabnahme, die nur noch den gefolterten Leichnam den Blicken aussetzen wird, einen Leichnam, der auf schmerzliche Weise nichts mehr mit dem vor kurzem noch so lebendigen Menschen gemein haben wird. Das ist die Zeit der Verbringung des Toten in das Felsengrab, das selbst noch den fremd erscheinenden Leichnam endgültig den Blicken entziehen wird. Das ist die Zeit der Entdeckung des weggerollten Steines durch Maria aus Magdala am noch

dunklen Sonntagmorgen, die erschreckt die Entführung der Leiche befürchtet. Das ist die Zeit des Wettlaufs zwischen dem älteren und langsameren Petrus und dem jüngeren und schnelleren Johannes zum leeren Grab und ihrer beider mutmaßlich verstörten Rückkehr zu den anderen. Die Zeit des *Sehens* hingegen, das ist die Zeit, in der die weinende Maria aus Magdala, von Jesus angerufen, sich zu diesem umwenden und ihn plötzlich erkennen wird. Das ist die Zeit, in der Jesus am Sonntagabend unter zehn der Jünger treten wird, obwohl diese doch die Türen fest verschlossen haben, und ihnen den Friedensgruß entbieten wird. Das ist die Zeit, in der eine Woche später Jesus abermals unter die versammelten Jünger treten wird, diesmal mit Thomas dem Zwilling unter ihnen, und diesen auffordern wird, die Hände in seine Wunden zu legen. Das ist die Zeit, in der Jesus sich sieben der Jünger daheim in Galiläa am See von Genezareth zeigen und für ein volles Netz und für Feuer, Brot und Fisch an Land sorgen wird.

Wäre mit der Ankündigung Jesu in Joh 16,16 – „noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht mehr sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen“ – nur dieses in Aussicht gestellt, nur eine kurze Zeit des Verzichts auf die leibliche Präsenz Jesu und eine dann folgende Zeit seiner Anwesenheit als Auferstandener, eine kurze Zeit der Trauer als Preludium für eine dann folgende Zeit der Freude, so handelte es sich letztlich um eine triviale Durchhalteformel. Aber tatsächlich meint das Evangelium mit dem Sehen weit mehr als nur die sinnliche Wahrnehmung von etwas physisch Präsentem. Gesehen werden im Johannesevangelium nicht Sachen, sondern Sachverhalte, nicht Menschen,

sondern Personen in ihrer Identität. Das wird schon zu Beginn der gesamten Erzählung deutlich, als der Täufer gleich zweimal Jesu ansichtig wird und gleich zweimal von ihm sagt: „Das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt!“ Das wird deutlich, als Jesus Simon sieht, und ihm nicht nur auf den Kopf zusagt, wessen Sohn er ist, sondern auch, dass er Kephas, Petrus, Fels, heißen soll. Das wird deutlich, als Jesus Nathanael sieht und von ihm weiß, dass er ein rechter Israelit sei, ein Mann ohne Falsch. Sehen ist also das, was man früher im Deutschen „Gewahrwerden“ nennen konnte. Sehen bedeutet ein wahrheitsgetreues Würdigen des Gesehenen, ganz in dem Sinne, in dem Gott in der Genesis die einzelnen Schöpfungswerke betrachtet und sieht, dass sie gut sind. Und indem das Sehen ein wahrheitsgetreues Würdigen des Gesehenen bedeutet, stiftet das Sehen angemessene, nämlich auf Wahrhaftigkeit beruhende, unverstellte, verlässliche Sozialbeziehungen. Das gesamte Evangelium schildert fortwährend Ereignisse des Sehens und des Gesehenwerdens: zwischen dem Täufer und Jesus; zwischen Jesus und den Jüngern, die er in seine Nachfolge holt; zwischen Jesus und dem geheilten Blinden; zwischen Pilatus und dem Volk, das er auffordert, diesen Menschen Jesus zu sehen; zwischen den Eliten, die, als sie Jesu ansichtig werden, nach dessen Kreuzigung rufen; und so weiter. Unablässig kreuzen sich die Fäden des Sehens zwischen den beteiligten Personen.

Die nahe Zeit des Nicht-mehr-Sehens, die Jesus seinen Jüngern ankündigt, ist darum nicht einfach eine Zeit der physischen Abwesenheit Jesu, sondern es ist die Zeit eines Beziehungsabbruchs zwischen den Jüngern und Jesus. Judas hat die Gruppe bereits verlassen, um Jesus zu

verraten. Petrus wird Jesus in Kürze verleugnen. Unter dem Kreuz lassen die Jünger sich nicht sehen; lediglich die drei Frauen und der Lieblingsjünger werden sich dem Anblick des Sterbenden aussetzen und vielleicht dessen Blicke auffangen. Nicht-Sehen heißt: Missachtung, Entfremdung, Verlust, Einsamkeit, Falschheit.

Die Dichter, die Dichterinnen und die Trauernden sind es, die den Schmerz eines solchen Nicht-Sehens, auf den Jesus seine Jünger vorbereitet, am eindrucksvollsten beschrieben haben. Rainer Maria Rilke entwirft im Stundenbuch das beklemmende Bild eines siechenden Gottes im Krankensaal, der durch eine Wand vom Dichter-Ich getrennt, also nicht mehr zu sehen, ist und der sich vor Schwäche kaum noch bemerkbar machen kann, wenn er etwas zu trinken wünscht. „Du, Nachbar Gott, wenn ich dich manches Mal / in langer Nacht mit hartem Klopfen störe, – / so ists, weil ich dich selten atmen höre / und weiß: Du bist allein im Saal. / Und wenn du etwas brauchst, ist keiner da, / um deinem Tasten einen Trank zu reichen: / ich horche immer. Gib ein kleines Zeichen. Ich bin ganz nah.“ Nicht nur ist der todkranke Gott hier isoliert, auch das Dichter-Ich ist es: „Und deine Bilder stehn vor dir wie Namen. / Und wenn einmal in mir das Licht entbrennt, / mit welchem meine Tiefe dich erkennt, / vergeudet sichs als Glanz auf ihren Rahmen. / Und meine Sinne, welche schnell erlahmen, / sind ohne Heimat und von dir getrennt.“ Aus der ganzen Qual, die das Warten auf einen Abwesenden bedeuten kann, und den psychischen Deformationen, die die Wartenden erleiden, hat Samuel Beckett ein ganzes Theaterstück gemacht: „Warten auf Godot“. Und der amerikanische Religionsphilosoph Nicholas Wolterstorff hadert in der

buchgewordenen Klage um seinen 25jährigen Sohn, der in den Bergen verunglückte, mit der Endgültigkeit, die die Abwesenheit eines geliebten Toten bedeutet, den er nie wieder zu Gesicht bekommen wird: „Mein Sohn ist fort. Es bleibt nur ein Loch, eine Leere, ein Riss, der nie mehr gefüllt werden kann.“ „Es ist das Nie, das so schmerzhaft ist. Nie wieder bei uns zu sein – nie bei uns am Tisch zu sitzen, nie mit uns zu reisen, nie mit uns zu lachen, nie mit uns zu weinen, nie uns zu umarmen, wenn er zur Universität weggeht, nie seine Brüder und Schwestern heiraten zu sehen. Unser ganzes weiteres Leben lang müssen wir ohne ihn leben. Nur unser Tod kann den Schmerz über seinen Tod beenden.“

Im Wissen um diesen Schmerz ist es gerade kein Nie, das Jesus ankündigt. Jesus erlaubt seinen Jüngern, er verheißt ihnen, ja, er fordert sie sogar dazu auf, sich zunächst auf eine Zeit des Sehens nach der Zeit des Nicht-Sehens zu freuen. Das entspricht dem Umstand, dass alles, was Jesus im Verlaufe dieser Rede als Vermächtnis seinen Jüngern mitgibt, unter dem Vorzeichen der Einleitung in Joh 13,1 zu lesen ist: „Vor dem Passafest aber erkannte Jesus, dass seine Stunde gekommen war, dass er aus dieser Welt ginge zum Vater. Wie er die Seinen geliebt hatte, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende.“ Die Zusage Jesu einer Zeit des Sehens nach einer Zeit des Nicht-Sehens ist seiner Liebe zu den Jüngern geschuldet. Und so, wie die Zeit des Nicht-Sehens nicht einfach eine Zeit der physischen Abwesenheit Jesu ist, wird die Zeit des Sehens nicht einfach eine Zeit der neuerlichen, wengleich veränderten, physischen Präsenz Jesu als des Auferstandenen sein, sondern eine Zeit des staunenden Anerkennens seitens der Jünger, des Sich-Verhaltens, der

neuen Gemeinschaft: Maria aus Magdala wird wissen, dass sie ihren Meister sieht. Thomas der Zwilling wird wissen, dass er seinen Herrn und Gott sieht. Die fischenden Jünger am See werden wissen, dass sie ihren Herrn sehen. Dem entspricht, dass nicht nur die Jünger Jesus sehen bzw. wiedersehen werden, sondern dass auch Jesus seinerseits die Jünger wiedersehen wird, wie er in Joh 16, V. 22 ankündigt: „[...] ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“

Selbst wenn diese Zeit des Sehens, des Wiedersehens, für die Jünger und Jüngerinnen nur von kurzer Dauer sein wird, wie es Jesus es an verschiedenen Stellen des Johannesevangeliums unmissverständlich ausspricht, so soll doch die Freude, die mit ihr verbunden ist, sich auch nach ihrem Ablauf noch durchhalten, fortbestehen. Diese Freude, so sagt es uns das Johannesevangelium, soll das Signum selbst unserer fernen Gegenwart noch sein. Zwar müssen die Jünger sich, und müssen wir uns, darauf einstellen, dass Jesus zum Vater gehen und sich ihnen und uns endgültig entziehen wird – sie (und wir) müssen sich darauf einstellen, dass dem Sohn, wie es Joh 16, V. 10 formuliert, Gerechtigkeit zuteil werden wird. Doch an die Stelle des sichtbaren Jesus soll dann der unsichtbare Geist treten, mit dem der Auferstandene die Jünger beschenkt und der sie – und uns – über seine Abwesenheit hinwegtröstet. In diesem Sinne wendet Jesus sich an Thomas den Zwilling und im Medium der Erzählung an uns, die Hörer und die Leserinnen: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben; selig sind, die glauben, ohne das Sehen als Unterstützung zu benötigen; selig sind, für die das Glauben an die Stelle

des Sehens tritt.

Ich schließe mit den Worten von Nicholas Wolterstorff, der die Erzählung von Thomas dem Zwilling, der das Sehen begehrte, in die Zeit seines eigenen Trauerns, seines eigenen Nicht-Sehens hinein fortschreiben konnte und daraus vielleicht nicht Freude, aber doch Hoffnung bezog. „'Lege deine Hand in meine Wunden', sagte der auferstandene Jesus zu Thomas, 'und du wirst wissen, wer ich bin.' Die Wunden Christi weisen ihn aus. Sie sagen uns, wer er ist. Er hat sie nicht verloren. Sie sind mit ihm ins Grab gegangen und mit ihm herausgekommen – sichtbar, berührbar, greifbar. Die Auferstehung hat sie nicht beseitigt. Er, der die Fesseln des Todes zerriß, hat seine Wunden behalten. Zu glauben, daß Christus aus dem Grab auferstanden ist, heißt, dies anzunehmen als ein Zeichen für unser Aufstehen aus unseren Gräbern. Wenn es einem jeden von uns bestimmt wäre, ausgelöscht zu werden, und wenn es uns allen bestimmt wäre, zu vergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen, dann wäre nicht die Auferstehung Christi, sondern das frühe Sterben meines lieben Sohnes das Sinnbild unseres Schicksals. Langsam beginne ich zu sehen, daß da auch schon etwas mehr ist. An das Aufstehen Christi und des Todes Tod zu glauben heißt auch, mit der Kraft und mit der Herausforderung zu leben, jetzt aufzusteigen aus unseren dunklen Gräbern leidender Liebe. [...] So werde ich den Kampf aufnehmen, die Wirklichkeit des Aufstehens Christi und des Todes Tod zu leben. In meinem Leben wird das Sterben meines Sohnes nicht das letzte Wort sein. Aber wenn ich auferstehe, trage ich die Wunden seines Todes. Daß ich auferstehe, beseitigt sie nicht. Sie zeichnen mich. Wenn du wissen willst, wer ich bin, lege deine Hand in

sie.“

Amen.